

Jeremy Johnson

Pollsmoor macht bei Ankunft nicht den erwarteten festungsartigen Eindruck, die Wachttürme fallen kaum auf. Eine relativ niedrige Mauer mit Stacheldrahtzaun, etwas massiver natürlich als sonst bei größeren öffentlichen Bauten üblich, grenzt es von der Außenwelt ab. Auch drinnen dominieren nicht Mauern, sondern normale Backsteingebäude (vergittert zwar und mit Stahltüren, aber das wäre in Südafrika nicht ungewöhnlich), allerdings hinter doppelten, je 6 m hohen Zäunen aus "razor-wire", in Europa Nato-Draht genannt, obwohl er hier in SA erfunden wurde. Und auch die bewaffneten Patrouillen lassen keinen Zweifel daran, daß an diesem Ort nicht jeder seines Glückes Schmied ist.

In der Jugendabteilung schleust mich der zuständige Wärter durch Gänge und Stahltüren in einen Hof, an dessen Ende die Youngsters vor einer offenen Tür herumstehen und warten. Jeremy kommt uns entgegen; ich kenne ihn schon von einem Vorstellungstreffen: Ein 22jähriger Mischling von schlanker Statur, mit aufgewecktem Blick zwar, aber den Kopf immer etwas eingezogen, die Lippen leicht verkniffen. Er sitzt bei den Gewaltverbrechern ein, aber dennoch konnte er kompetente Leute überzeugen, ihn in Mandelas Förderprogramm "President's Award" aufzunehmen.

Hochgradig nervös reibt Jeremy sich die Magengegend; er wartet darauf, vor die Bewährungskommission gerufen zu werden, die darüber befindet, wieviel Restzeit er noch abzusitzen hat. Eine staatliche Amnestie könnte ihm erlauben, schon in ein paar Tagen statt erst im August freizukommen. Der Wärter manövriert ihn in der Warteliste nach vorne, damit ich nicht so viel Zeit verliere. Während Jeremy an der Reihe ist, kommt ein weißer Offizier zum Rauchen heraus und nimmt erstaunt meine zivile Anwesenheit zur Kenntnis: Wie er mir helfen könne? Ich erkläre ihm, ich sei Jeremys Bewährungshelfer, und er verschwindet sofort, um für zügige Abwicklung zu sorgen – so zügig offenbar, daß man einfach die Entscheidung vertagt. Erst müsse man abklären, was seine ehemaligen Komplizen, verteilt auf andere Gefängnisse, dort so getrieben haben. Wir wundern uns, was das mit der Entscheidung über Jeremys Verbleib zu tun hat, aber Fragen sind natürlich nicht zugelassen. Jeremy ist sauer. „Was habe ich mit den alten Kumpanen zu schaffen? Ich weiß, daß die zu allem fähig sind, auch im Knast. Aber mein Register hier ist blütenweiß, das wissen die da drin genau. Die treiben wieder ihre Machtspielchen mit mir, nichts anderes.“

Verurteilt hat man ihn wegen bewaffnetem Raubüberfall. Ich begleite ihn in seine Unterkunft, und ungefragt fängt er an zu lamentieren:

„Ich bin das schwarze Schaf der Familie. Nie hatte von den anderen irgend jemand was mit dem Gesetz zu schaffen, nur ich bin mißraten.“

„Ist das nur deine Meinung oder finden die anderen das auch?“

„Alle haben mich so bezeichnet. Ich hab mich auch schon so am Telefon gemeldet.“

Ich kenne von ihm nur Namen und Alter und weiß, daß seine Eltern geschieden sind, also brauche ich ein genaueres Bild von seinem familiären Hintergrund. Beim ersten Treffen hatte ich ihm ein Notizbuch gegeben mit dem Auftrag, mir einen Familienstammbaum zu skizzieren.

„Kriegst du später, ich weiß davon zu wenig. Ich habe es meiner Schwester gegeben, die macht das sauber auf dem Computer.“ (Das Büchlein habe ich nie mehr gesehen.)

„Wann war das mit der Scheidung?“

„Keine Ahnung, ich war noch sehr jung. Laß mich nachdenken, ich muss so 13 oder 14 gewesen sein. Der Chef meines Vaters in Mitchells Plain wurde ermordet, dann hat dessen Frau die Firma zugemacht und Daddy verlor den Job. Von da an ging alles schief. Meine Eltern trennten sich, und ich bin ständig umgezogen mit meinem Vater, der immer auf wechselnden Baustellen-Jobs war, von einem Viertel ins

nächste. Jetzt wohnt er bei meiner Großmutter.“

Wir sitzen im Empfangsgebäude neben einer Art Glashaushaus, das den Laden beherbergt, für den Jeremy zuständig ist. Der Wärter hat sich verzogen, und Jeremy erzählt, was er auf dem Kerbholz hat und wie seine Karriere anfing.

„Als ich eines Tages vom Rugbyclub nach Hause ging, haben mich vier Kerle überfallen, wollten mich ausrauben. Ich bin keiner, der wegrennt, und als wir da am Raufen waren, kamen drei aus der Mannschaft und haben mich rausgehauen. Ich wußte, daß sie Gangster sind, aber danach fand ich, denen schulde ich jetzt was, und habe öfter mit ihnen geredet.“

Erst viel später hat er durchblicken lassen, dass er damals bereits eine Vorgeschichte hatte: „Als ich 15 war, wurde meine Mutter krank und konnte nicht mehr arbeiten. Ich bin zu ihr gezogen, um sie zu pflegen, und da kein Geld da war, bin ich aus der Schule ausgestiegen und habe angefangen, mit Drogen zu handeln.“

Aber zurück zum Einstieg in die Killerszene, die Jeremy in Pollsmore beschrieb:

„Irgendwann haben die Gangster mir angeboten, ihnen beim Planen zu helfen, und das fand ich spannend. Ich bekam Aufträge, Leute zu beobachten, die sie ausrauben oder umbringen wollten. Wenn das ein Job für 10000 Rand war, kriegte ich 2000. Also habe ich die Leute beschattet, ihre Gewohnheiten aufgeschrieben und zum Beispiel markiert „geht jeden Morgen um 7 joggen“, wenn ich fand, das sei der günstigste Zeitpunkt.“

Es ging nicht lang, bis ich selber mitging, um Leute auszurauben. Ich bekam natürlich mit, wie es sich anfühlt, eine Knarre in der Hand zu halten, und wie das ist, wenn man sie abschießt. Wir nennen es trigger joy, ein Adrenalinkick, den man kaum beschreiben kann.“

Ich erzähle ihm die Geschichte, wie wir als Gymnasiasten in Freistunden auf Tour gingen, um Kugelschreiber und Schallplatten zu klauen (was nach dem Erwischtwerden vom Familienanwalt in Ordnung gebracht wurde – folgenlos). Jeremy ist clever genug, die Dinge gleich selbst zu analysieren:

„Ja, so läuft es hier auch. Die Kids machen das nur wegen dem Thrill, Geld ist oft Nebensache. Südafrika ist eine gewalttätige Gesellschaft, und deshalb artet es halt gleich aus. Zuerst klaut man, dann wird das langweilig und man geht auf Raub, und am Ende wird man zum Killer. Es ist einfach die Frage, zu welchem Zeitpunkt man mit dem Kopf gegen die Wand rennt. Und ich hab mir ganz ordentlich die Birne eingerannt.“

Daß ein Menschenleben hierzulande nicht so viel wert ist wie in der ersten Welt, weiß jeder, der z.B. die südafrikanische Aidspolitik verfolgt; die Waffengesetze glichen bis vor kurzem denen der USA. Und daß die Townships kein Disneyland sind, ist mir nicht erst klar, seit der Ausbilder im Erste-Hilfe-Kurs folgende Geschichte erzählte:

„Kayelitsha ist die übelste Township, ein Alptraum. Dreißig Gangs gibt es da; in manche kommt man nur rein, wenn man jemanden umgebracht hat, das ist das Eingangsritual. Die jüngsten Mitglieder sind zwölf. Ich habe eines Abends auf der dortigen Polizeiwache einen Totenschein ausgestellt, und als die merkten, daß ich die Lizenz dazu besitze, zeigten sie mir einen Raum mit 13 Leichen drin, alle vom gleichen Tag. Während ich die Formulare ausgefüllt habe, schleppten die Polizisten neue Opfer rein. Sechs Stunden war ich dort.“

Fünf Jahre Haft hat Jeremy für einen Überfall bekommen, da war er gerade siebzehn.

„Ein Journalist hatte mich gefragt, ob denn auch Frauen im Gangstermilieu dabei seien. Klar, sagte ich, Drogensüchtige und Huren, und die Jungs haben ja Freundinnen. Ob er darüber einen Artikel schreiben könne? Ok, ich habe es eingefädelt, aber er hat zuviel geschrieben und die falschen Fotos gebracht. Das fand niemand richtig gut, weder die Frauen noch deren Macker. Und da kommt doch der Kerl wieder und will nochmal was machen – wie so eine Gang selbst mit Drogen hantiert. Er wollte sie an ihrem Treff fotografieren, und die Gang hat eingewilligt.“

Ich selbst sollte ihn hinfahren. Ich sagte ihm, das sei glatter Selbstmord, aber er fand, Risiko gehöre

zu seinem Beruf. Er war also dort und hat fotografiert, wie sie sofften und kifften, bis ihm irgendwann einer den Revolver an den Kopf hielt. Sie haben ihn komplett ausgenommen, Geld, Ausrüstung, alles. Ich bin sofort getürmt. Die anderen hat man noch am gleichen Tag erwischt.

Am Abend drauf war ich in einem Club, da haben sie eine Razzia gemacht, um mich rauszuholen. Ich schnappte mir ein Mädchen, hab eine Flasche zerbrochen und setzte sie der an den Hals: „Küß mich.“ Ich wollte mich nur hinter ihr verstecken, verstehst du, das war keine Geiselnahme! Aber da kam schon ein Gewehrkolben von hinten, und dann haben sie mich zusammengetreten und in Handschellen und Ketten gelegt, daß ich mich nicht mehr rühren konnte. Auf der Wache haben sie mich wieder verprügelt und in einen Bottich getaucht, damit ich die anderen verpfeife. Ich habe gesagt: „Es ist gleich, ob ihr mich ersäuft oder ob die Jungs mich hinterher umbringen.“ Dann haben sie's gelassen.

Vor Gericht habe ich den Journalisten gefragt, ob ich ihm was getan hätte. Der sagte nein und hat mir nichts vorgeworfen. Ich bin nicht gewalttätig, und ich bereue auch alles, was ich getan habe. Aber ein Kerl aus der Gang machte den Kronzeugen und hat ausgesagt, ich hätte das angestiftet, ich sei überhaupt der Kopf der Gang. Dabei ich habe immer nur geplant, was die anderen machen wollten. Das haben die auch bestätigt, aber der Kronzeuge bestand darauf, ich sei der Vordenker der Gang.

Das war sein Fehler. Meine Brüder hatten auch Gangster als Freunde. Die haben ihm später zwei G36er ins Gesicht entleert. Danach sind wieder ständig Leute gekommen, um aus mir rauszuquetschen, wer das war und was ich damit zu tun habe.“

„Dann brauchen deine Brüder ja nicht dich als schwarzes Schaf zu bezeichnen, wenn sie selber mit drinstecken.“

„Falsch, die Gangster haben das auf eigene Rechnung gemacht, das ist so üblich. Wenn der Kerl seine eigene Gang ans Messer liefert, lebt er nicht lang, und das besorgt halt jemand, der einen persönlichen Bezug zu der Sache hat.“

Die Story kommt knapp und trocken über den Tisch. Als Historiker bin ich natürlich versucht, hinter solcher Gewaltkultur strukturelle Ursachen ausfindig zu machen, aber mangels reiflicher Überlegung wegen bisher fehlender Betroffenheit fällt mir auch nichts ein, außer den üblichen Tiraden auf sozio-kulturelle Entwurzelung und koloniale Unterdrückung, auf verfehlte Waffengesetze, Drogen und Fernsehgewalt – und natürlich der Freud-basierten Weisheit, daß Aggression in der Steinzeit ein arterhaltender maskuliner Instinkt war.

Was an Jeremys persönlicher Erzählung übertrieben oder heruntergespielt war, interessiert mich weniger, für die Arbeit brächte das nichts. Aber es wird spannend sein, das Korsett seiner sozialen Prägung zu entschnüren und durch ein gesellschaftsfähiges Outfit zu ersetzen.

Ein hoher Selbstanspruch für einen Amateur? Stimmt ...

Amnestie

Sie haben ihn also laufenlassen.

Das Fernsehen brachte eine Reportage über die Massenfreilassung von Sträflingen aufgrund einer Amnestie. Nein, nicht etwa weil die Gefängnisse überfüllt seien, sondern aus humanitären Gründen – Jugendliche, die halt mal einen Fehler gemacht haben und aufgrund alter, drakonischer Gesetze schon viel zu lange sitzen mussten. Keine Schwerekriminalen dabei, nur keine Panik. Ein beschwörender Appell, dass doch bitte die Statistik der Straftaten unten bleiben möge ...

Mein lieber Jeremy ist ja nun beileibe keiner dieser blutrünstigen Gewalttäter, i wo. Nur mal einem Mädchen den Flaschenhals-Scherben an die Kehle setzen, wer wird denn so was gleich krumm nehmen. Bisschen viel Adrenalin in dem Moment, na gut. Aber er bereut ja alles.

Jetzt wohnt er bei seiner Tante, im Haushalt seines Großvaters, der ein paar Tage nach Jeremys Entlassung gestorben ist. Bald kann er von seiner Wohnzimmer-Matratze in dessen Zimmer umziehen, den Schrank konnte er schon in Beschlag nehmen. Teilweise. Mangels Bedarf, denn für seine paar Habseligkeiten genügen eine Schublade und ein Kleiderbügel. Mehr hat er nicht.

"Die anderen haben jeder ein eigenes Zimmer und einen riesigen Schrank voller Zeug, das ihnen gehört. Und ich, was habe ich erreicht mit 22? Eine Schublade voll, und eine Vorstrafe."

"Das ist der sichtbare Teil." Was er immerhin hat, ist eine Familie, die ihn bei sich wohnen läßt und ihn durchfüttert, ihm ein paar Sachen leiht und verspricht, ihm einen Job als Elektriker zu verschaffen. Und er konnte jemanden davon überzeugen, dass es sich lohnt, ihm einen Bewährungshelfer zu geben.

Jeremys Vater habe ich kurz gesehen; er ging gerade, als ich kam. Wir begrüßten uns freundlich, keine Fragen. Er wirkt unsicher, eine Ausstrahlung hat er nicht. Von seiner Mutter spricht Jeremy nur auf direkte Anfrage, einsilbig. Ich gebe dieses Thema vorerst auf.

"Was machst du als nächstes?"

"Die Führerscheinprüfung. Ich muß nur Theorie pauken, fahren kann ich."

"Woher das denn? Mit 17 bist du im Loch verschwunden!"

"Wir haben doch ständig Autos gestohlen." Natürlich, klar. Blöde Frage. "Ich bin losgefahren und habe geschaut, wie es die anderen machen, wann sie langsam fahren, stehen bleiben und so weiter; wo soll da ein Problem sein?" Frage ich mich auch.

"Nur eine Fahrschule fehlt mir noch, die das abwickelt. Die wollen meistens meinen Ausweis sehen, und ich habe noch keinen."

"Wie bitte? Warum nicht?"

"Wozu hätte ich einen beantragen sollen? Damit die Cops ihn mir wegnehmen? Damit man mich im Leichenschauhaus identifizieren kann? Damals war ich ohne Ausweis eher besser dran. Ärger gibt es nur jetzt, wo ich legal werden will."

Vorerst steht Jeremy unter Hausarrest – sogenanntem: Wenn er seine Aufpasser anruft und sagt, wo er warum und wie lange hin will, dann darf er das. Also steigen wir zusammen auf den Tafelberg. Er erzählt, dass er samstags wieder Rugby spielen geht.

"Die gleiche Gangstertruppe wie früher?"

"Nein, das war ja in einem anderen Stadtteil. Aber die haben mich schon kontaktiert, wollten, dass ich wieder einsteige. 12 Riesen hat man mir unter die Nase gehalten, ein Weißer! Mein Bruder konnte kaum glauben, dass ich das abgelehnt habe."

In den Zeitungen war kürzlich die Moritat von vier Killern, die einen Auftrag erfolgreich ausgeführt haben. Für 12'500 Rand.

Schöne Gesellschaft.